

Wenn Menschen versagen

Predigt zu Lukas 22,54-62 (Lätäre, 10.3.24)

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,
manchmal liegen zwischen Freude und Leid nur zwei Worte: „dennoch bleibst du auch im Leide, Jesu, meine Freude!“

Und wenn man den Text genau anschaut, merkt man: Es liegen nicht mal zwei Worte dazwischen: Denn mitten im Leid ist Freude; mitten in der Verzweiflung wächst Hoffnung; mitten in den Schmerzen geschieht Linderung und Heilung.

Das ist wichtig. Es bewahrt uns davor, unser Leben in schwarz-weiß einzuteilen: Gute Tage, schlechte Tage – Sonne oder Regen, streng getrennt.

Nein, das Leben ist vielmehr und viel öfter beides ineinander vermischt. Auch für Menschen, die glauben. Besser gesagt: Gerade für Menschen, die glauben: Denn der Glaube gibt uns die Kraft, in guten Zeiten die Not anderer nicht zu verdrängen. Und er erinnert uns in schweren Zeiten daran, dass es kein noch so tiefes Tal, keinen noch so dunklen Weg gibt, auf dem wir alleine und gottverlassen wären.

Wir dürfen es uns in jeder Situation zusagen und zusingen: „Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister Jesus tritt herein!“

Nur – manchmal geht es nicht so schnell. Manchmal dauert die Nacht länger als 12 Stunden.

Die Passionsgeschichte Jesu wird am Ende der Evangelien ausführlich erzählt. Dabei steht der Leidensweg Jesu im Mittelpunkt. Aber daneben wird auch erzählt, wie es den Jüngern geht: Wie sie zuerst völlig überzeugt sind: Wir werden bei dir bleiben und dich verteidigen. Wie sie dann nicht mal in der Lage sind, mit Jesus wach zu bleiben, als er Angst hat.

Und wie sie schließlich selber vor Angst wegrennen, als Jesus gefangen genommen wird: Petrus, Jakobus, Johannes und all die anderen.

Aber dann erinnert sich Petrus: Ich hab doch eigentlich gesagt, dass ich bei Jesus bleibe. Und jetzt bin ich weggerannt. Aber wie geht es jetzt mit Jesus weiter?

Petrus ist hin und her gerissen. Er hat Angst. Aber er will auch wissen, was passiert. Also geht er hinterher. Unsicher. Mit ausreichend Abstand.

Ich lese den Predigttext Lukas 22, die Verse 54 bis 62:

54 Und sie ergriffen Jesus und führten ihn ab und brachten ihn in das Haus des Hohenpriesters. Petrus aber folgte von ferne.

55 Da zündeten sie ein Feuer an mitten im Hof und setzten sich zusammen; und Petrus setzte sich mitten unter sie.

- 56 Da sah ihn eine Magd im Licht sitzen und sah ihn genau an und sprach: Dieser war auch mit ihm.**
- 57 Er aber leugnete und sprach: Frau, ich kenne ihn nicht.**
- 58 Und nach einer kleinen Weile sah ihn ein anderer und sprach: Du bist auch einer von denen. Petrus aber sprach: Mensch, ich bin's nicht.**
- 59 Und nach einer Weile, etwa nach einer Stunde, bekräftigte es ein anderer und sprach: Wahrhaftig, dieser war auch mit ihm; denn er ist auch ein Galiläer.**
- 60 Petrus aber sprach: Mensch, ich weiß nicht, was du sagst. Und alsbald, während er noch redete, krächte der Hahn.**
- 61 Und der Herr wandte sich und sah Petrus an. Und Petrus gedachte an des Herrn Wort, wie er zu ihm gesagt hatte: Ehe heute der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.**
- 62 Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.**

Liebe Gemeinde,
in dieser Geschichte wird nur gesprochen. Und genau hingeschaut. Und zugehört. Keiner wird geschlagen, keiner wird verletzt. Und trotzdem ist diese Geschichte eine der bittersten Geschichten in der Bibel.

Ein Drama mit Ankündigung. Jesus hatte es kommen sehen und Petrus vorhergesagt: Ihr werdet mich alle verlassen. Und du, Petrus, wirst sogar sagen, dass du mich nicht kennst.

Einen Menschen verleugnen. Nicht zugeben, dass man eine Beziehung zu ihm hat – das ist in jedem Fall ein schwerer Vertrauensbruch. Wenn Freunde sagen: Den kenne ich nicht. Wenn Eltern sagen: Das ist nicht mehr Kind. Manchmal auch in der nur leicht abgeschwächten Form, wenn sich Eltern fragen: Warum ist mein Kind nur so, wie es ist? Woher hat es das nur? Von mir bestimmt nicht!

Hier sagt der Jünger Petrus über seinen Meister: Ich kenne ihn nicht. Und diese Verleugnung wiegt nochmal schwerer: Weil Petrus sich so sicher war: Ich werde zu dir stehen. Selbst wenn alle anderen dich im Stich lassen. Selbst wenn alle anderen abhauen: Ich bleibe. Ich bin Petrus, der Fels. Du hast mir diesen Namen gegeben. Und der gilt: Ich weiche nicht zurück.

So hatte Petrus gedacht. So hatte er über sich selbst gedacht. Und es laut von sich behauptet. Er hatte sich damit selbst auf einen ziemlich hohen Sockel gestellt.

Und dann sitzt er im Hof des Hohenpriesters. Und das Feuer, an dem er sich wärmen möchte, verrät ihn. Es wirft seinen Schein auf Petrus, so dass er erkannt wird. Weil die Frauen und Männer, die dabei sitzen, genau hinschauen.

Petrus war ja immer in der Nähe von Jesus gewesen. Er war stolz gewesen, einer der engsten Freunde von Jesus zu sein. Wer Jesus erlebt

hatte, hatte auch Petrus gesehen. Deshalb war ihnen klar: **Du bist auch einer von denen.**

Was wäre eigentlich passiert, wenn Petrus zugegeben hätte: Ja, ich bin sein Jünger. Hätte ihn das in Gefahr gebracht? Das ist gar nicht sicher. Den Hohenpriestern ging es um Jesus, nicht um die Jünger.

Aber Petrus hat Angst. Deshalb streitet er es ab: **Nein, ich kenne ihn nicht. Ich weiß nicht, wovon ihr redet.**

Und da ist es vorbei mit dem Versprechen. Vorbei mit der Selbstsicherheit. Mit drei kurzen Sätzen stürzt Petrus von dem hohen Sockel, auf den er sich zuvor selbst gestellt hatte.

Als Jesus ihn anschaut, und als der Hahn kräht, spürt er: Ich habe versagt.

Er geht nach draußen und fängt an zu heulen vor Verzweiflung. Und er weiß: Ich habe mein Wort gebrochen. Jesus hat recht gehabt.

Und jetzt? Petrus spürt, wie die Angst ihn immer noch lähmt. Er kann nur weinen. Zurückgehen, zu sagen, dass er doch einer der Jünger ist, die Verleugnung zurücknehmen und sich zu Jesus stellen: Das bekommt er nicht hin. Da ist keine Kraft. Jetzt noch nicht.

Und es wird noch drei Tage dauern. Drei lange Tage: Freitag, Samstag, Sonntag. Er wird aus der Ferne miterleben, dass Jesus zum Tod verurteilt wird, dass er qualvoll am Kreuz stirbt. Dass er ins Grab gelegt wird. Nicht von ihm. Das macht ein anderer.

Die Tage zwischen der Gefangennahme Jesu und dem Ostermorgen sind für die Jünger wie ein dunkles Tal. Und besonders für Petrus. Da ist keine Hoffnung, kein Trost: keine Freude im Leid. Nur schwarze Nacht.

Und Petrus bekommt den Blick nicht aus dem Kopf, wie Jesus ihn angeschaut hat, nachdem der Hahn gekräht hat. Vermutlich ist es das letzte Mal, dass er Petrus anschaut, bevor er am Kreuz stirbt.

Was ist das für ein Blick? Wie schaut Jesus in dem Moment zu Petrus? Tadelnd? Bedauernd? Verärgert? Enttäuscht? Oder – trotz allem: liebevoll?

Wir wissen es nicht. Es steht nicht im Text.

Aber mit diesem Blick im Kopf muss Petrus drei Tage leben. Diese Zeit wird nicht verkürzt. Die Trauer um Jesus, die Wut über den unfairen Prozess, aber auch der Frust über sich selbst, die Angst davor, wie es nun weitergehen soll – es ist die komplette Verzweiflung.

Später dann wird alles anders sein. An Ostern kehrt die Freude zurück: Jesus ist auferstanden. Und an Pfingsten kehrt der Mut zurück: Dann wird nicht mehr verleugnet, dann wird verkündigt: Ohne Angst, in aller Öffentlichkeit.

Aber die Geschichte von der Verleugnung wird nicht vergessen. Petrus selbst wird sie erzählt haben. Und er wird selbst mit dafür gesorgt haben, dass sie in allen vier Evangelien aufgeschrieben wird. Sie ist ein Teil der Leidensgeschichte Jesu.

Nicht nur, weil sie deutlich macht, wie allein und verlassen Jesus am Ende war, sondern auch, weil sie davon erzählt, wie Menschen in ihrem Leben komplett versagen können – und dann trotzdem wieder ins Leben zurückfinden.

Immer wieder wird in der Bibel davon erzählt, wie Menschen Schweres durchmachen. Immer wieder wird berichtet, wie Menschen in die Wüste geführt werden – buchstäblich, so wie Mose, Hagar oder Elia. Aber auch im übertragenen Sinn: Wüstenzeiten des Lebens, in denen überhaupt keine Hoffnung sichtbar ist, bei Hiob oder Jeremia.

Und dann scheint es so wie bei dem Weizenkorn, das in die Erde fällt und erstirbt. Es sieht kein Licht. Es wird zugedeckt und begraben.

Und es scheint tot zu sein. Solange, bis Gottes Schöpferkraft in ihm zur Entfaltung kommt. Bis neues Leben aus dem Alten hervorbricht. Neue Hoffnung, neue Energie.

Mose, Hagar und Elia – die haben das in Wüste erlebt: Gott begegnet mir. Er ist mir nahe. Er führt mich wieder aus der Wüste heraus. Jeremia und Hiob haben im tiefsten Tal erlebt: Gott verlässt mich nicht. Er führt mich wieder ans Licht.

Und Petrus erlebt es auch. Nicht aus eigener Kraft. Nicht indem er sich selbst wieder aufrichtet. Sondern als Jesus ihm begegnet. Und ihn dann sogar aussendet. Ihn, der Verleugner, ihn den Versager.

Die Geschichte von Petrus war eine Trostgeschichte für die frühe Christenheit, die diese Geschichte als erste gehört und gelesen hat. Denn auch da kam es vor, dass Menschen versagten, dass sie ihren Glauben verleugneten. Und die Gemeinden musste überlegen: Wie gehen wir damit um?

Bis heute erleben wir in der Kirche Geschichten, in denen Menschen versagen. In denen wir Schuld auf uns laden. In denen wir ausweichen, in denen wir Angst haben vor dem offenen Bekenntnis.

Und dort, wo andere innerhalb der Kirche verletzt oder missbraucht werden, ist die Schuld besonders schwer.

Die Kirche ist keine Ansammlung von Helden. Sie ist vielmehr eine Ansammlung von Menschen, die wissen, was Schuld ist. Die aber auch wissen, wie mit Schuld umgegangen werden kann. Offen und ehrlich. Ohne Vertuschung. Mit dem aufmerksamen Blick für Menschen, denen Leid angetan wurde. Und mit der Bereitschaft, aus Fehlverhalten zu lernen und es dann besser zu machen.

Und dort, wo wir in Schuld fallen, dürfen wir wissen: Jesus schaut nicht weg. Er schaut uns an. Er lässt uns nicht allein – weder im Leid, noch wenn wir schuldig werden.

Und wo wir meinen, dass die Hoffnung und das Leben völlig zugeschüttet und vergraben sind, lässt er neues Leben wachsen. Aus der Kraft seiner Auferstehung.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. G: Amen.